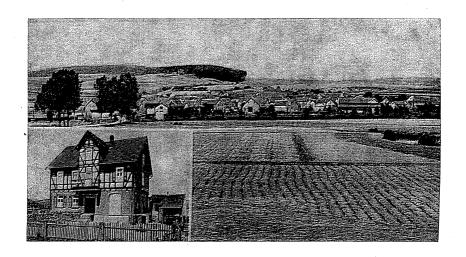
## Bürgeln um die Jahrhundertwende



# Das Leben in unserem Dorf zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Ergänzung zur Chronik des Dorfes

Beim Verfassen der Chronik des Dorfes Bürgeln habe ich mich überwiegend auf alte Akten und Urkunden und auf entsprechende Literatur, also nur auf schriftliche Unterlagen gestützt. Dies ist besonders für die frühere Vergangenheit auch notwendig, wenn man wahrheitsgemäß berichten will.

Für die jüngere Vergangenheit, ab dem 20. Jahrhundert gibt es aber auch noch authentische mündliche Überlieferungen, die in der Chronik keinen Niederschlag gefunden haben. Sie sind aber, so meine ich, für die lebende und kommenden Generationen sicher von Interesse, sodaß die Schilderung des Lebens in unserem Dorf zu Beginn des 20. Jahrhunderts als ein zusätzliches Kapitel zur Chronik mit diesem Heftchen veröffentlicht wird.

Außerdem werden untenstehend einige Ergänzungen und Berichtigungen zur Chronik gemacht.

H. Seibel

Berichtigungen und Ergänzungen zur Chronik des Dorfes Bürgeln:

Seite 68 - Unter Nr. 36 muß hinter Kinder "Julius" eingefügt werden.

Seite 116 – Anstatt des Fragezeichens muß hinter Chr. Eucker "Heinrich Metz" hinter Joh. Konr. Jäger "Christian Schmidt" hinter H. Weber "Paul Sohn" vor Heinr. Lange "Konrad Schneider" eingesetzt werden.

Seite 177 - In die letzte Spalte ist hinter H. Seibel "Heinr. Sohn" einzusetzen.

Seite 192 - Es muß heißen: Anna Müller geb. "Brühl".

Seite 194 - Im 1. Abs. ist hinter Chr. Block "B. Stauzebach, K. Born" einzusetzen.

### DAS LEBEN IN UNSEREM DORF ZU BEGINN DES 20. JAHRHUNDERTS!

Obwohl seit der Jahrhundertwende kaum mehr als 80 Jahre vergangen sind, hat sich seit dieser Zeit in unserem Dorf doch so viel geändert, daß die heutige Generation kaum noch eine Vorstellung hat, wie ihre Groß- bzw. Urgroßeltern um 1900 in unserem Dorf gelebt haben. Es scheint daher notwendig, dieses einmal in einem Aufsatz festzuhalten.

Um 1900 hatte unser Dorf etwa 400 Einwohner, die in 85 Häusern wohnten. Die Häuser gruppierten sich, mit Ausnahme des Hauses von Seibert Stuzebach auf der Heide, um die Alte Kirche.

Wir hatten im Dorf 13 Vollbauern, die nur oder doch überwiegend von der Landwirtschaft lebten. Daneben gab es selbständige Handwerker, Arbeiter, Tagelöhner und seit etwa 1870 auch einige Beamte, die überwiegend bei der "Deutschen Eisenbahn" beschäftigt waren.

Neben den Bauern betrieben auch fast alle anderen Hausbesitzer ein wenig Landwirtschaft. "Die kleinen Leute", so wurden sie von den Bauern genannt, hielten eine, zwei, manchmal sogar drei Ziegen oder gar eine Kuh. Sie fütterten im Jahr ein bis zwei Schweine und hatten natürlich auch Federvieh, vorwiegend Hühner und Gänse. Mit diesem Viehbestand wurde der Bedarf der Familie an Milch, Butter, Käse und Fleisch weitgehend gedeckt, manchmal wurde sogar noch etwas davon verkauft.

Auf wenigen Ar Land wurden Getreide und Kartoffeln angebaut. Die Getreideernte betrug oft nur 1–2 Zentner. Dieses Wenige wurde durch das Lesen von Ähren auf den abgeernteten Feldern, besonders denen des "Hofes", um einige Pfund aufgebessert. Das Getreide, meist Roggen, ließ man in den nahegelegenen Mühlen, der Hainmühle, der Cölber- oder der Fleckenbühler Mühle, zu Brotgetreide mahlen. Der Abfall, die Kleie, wurde als Viehfutter verwendet.

Um die Ziegen oder die Kuh ausreichend füttern zu können, wurde von den "kleinen Leuten" das an Wege- und Grabenrändern wachsende Gras gemäht, zu Heu getrocknet oder als Grünfutter mit dem Handwagen nach Hause gefahren. Da die Wege und Gräben meist Eigentum der Gemeinde waren, wurden sie zur Grasnutzung jedes Jahr meistbietend versteigert. Dabei kam es nicht selten zu Streitigkeiten zwischen den Pachtinteressenten. Die Gemeinde hatte neben dem Vorteil, daß sie die Wege und Gräben nicht wie heute durch Gemeindearbeiter abmähen lassen mußte, auch noch eine nicht unbeträchtliche Geldeinnahme.

Nachdem von den Wiesen im Ohmtal der zweite Schnitt, das Krummet, eingefahren war, war es erlaubt, das Vieh darauf zu hüten. So zogen dann von Mitte September bis weit in den Oktober hinein Kinder oder die alten Leute jeden Nachmittag mit den Ziegen oder der Kuh zum Hüten ins Ohmtal.

Auf Wiesen, die mit einem "Hegewisch", das war ein Stock, der am oberen Ende mit Stroh umwickelt war, gekennzeichnet waren, durfte nicht gehütet werden. Hier wollte der Eigentümer selbst hüten oder gar noch einen dritten Schnitt machen. Auch das geerntete Stroh wurde klein geschnitten (gehäkselt) als Viehfutter verwendet. Um ausreichend Streu zu haben, die ja auch wieder ausreichend Mist gab, wurde im Herbst im Wald Laub geholt.

Gemüse, hauptsächlich Hülsenfrüchte und Kraut, wurden weitgehend im eigenen Garten gezogen. Das Kraut (Weißkraut) wurde gehobelt und in großen Steinguttöpfen als Sauerkraut eingedrückt.

Unsere Vorfahren ernährten sich also fast ausschließlich von den eigenen Erzeugnissen. Allerdings waren sie mit ihren Ansprüchen an die Nahrungsmittel wesentlich bescheidener als wir heute. Das Hauptnahrungsmittel war die Kartoffel. An ihr aß man sich satt. Auch gab es im allgemeinen ausreichend Brot. Fleisch hingegen gab es im allgemeinen jedoch nur einmal in der Woche, nämlich am Sonntag. Da gab es aber keine Kotelett oder Schweinebraten, das kannten unsere Vorfahren kaum. Es wurde Schweinebauch gekocht. In den Monaten nach der Hausschlachtung gab es in der Woche noch einmal gekochte "Solberknochen". Eine Ausnahme bildeten die Ziegenlämmer, die um Ostern herum geschlachtet wurden. Und natürlich wurde auch mal ein älteres Huhn, eine Gans, oder ein Hase geschlachtet, womit der Fleischverzehr erweitert wurde. Gekauft wurde Fleisch nur, wenn überhaupt, in den Monaten August bis Oktober bzw. Dezember. Fleisch und Wurst wurde natürlich zugeteilt. Jeder bekam vom Vater oder der Mutter seine Ration vorgelegt. Bei einigen armen Familien wurde sogar das Brot zugeteilt. Da passierte es nicht selten, daß besonders die Kinder abends hungrig schlafen gingen.

Die im eigenen Stall gefütterten Schweine wurden im Winter geschlachtet. Wer zwei Schweine fütterte, schlachtete das erstemal schon Ende Oktober, das zweite Schwein dann Ende Februar oder Anfang März. Konnte sich einer nur ein Schwein füttern, dann fand die Hausschlachtung, je nach Witterung, kurz vor Weihnachten statt. Das Hausschlachtungsschwein wurde schon im Jahr zuvor, im November/ Dezember als Ferkel gekauft und mindestens ein Jahr lang gefüttert. In den Sommermonaten, wenn Kartoffel und Getreide knapp waren. wurden auch Brennessel und anderes Grünzeug gefüttert. Natürlich erhielten die Schweine auch das gesamte anfallende Spülwasser, das damals noch frei von Chemiekalien war. Nach der Ernte, so ab September, wurde dann gemästet, noch bis 1880 wurden dann die Schweine in den Wald zur Buchäckernmast getrieben. Nachdem die Gemeinde ihr Huterecht im Wald 1880 verkauft hatte, wurde im Stall gemästet. Es wurde nun überwiegend Kartoffeln und Kleie gefüttert. Das gab Fleisch und Speck. Denn besondere Qualitätsmerkmale für Schlachtschweine waren damals ein hohes Gewicht und hoher Speck. Attribute, die heute beim Schwein gar nicht gefragt sind. So ist es auch nicht verwunderlich, daß gerade die ärmeren Leute gerne ein wenig hochstapelten, wenn es darum ging, über die Güte ihres geschlachteten Schweines zu berichten. Nach solchen Aussagen wog eine "Sau" kaum unter 4 Zentner, und der Speck soll gelegentlich höher als 10 cm gewesen sein.

Das geschlachtete Schwein wurde überwiegend verwurstet. Lediglich der Bauch, der Kammspeck und die ausgelösten Knochen, an denen man reichlich Fleisch ließ, wurden eingesalzen. Nur reiche Leute legten auch mal einen Schinken ein. Fleisch wurde nicht zurückbehalten, denn es gab damals weder Kühlschrank noch Gefriertruhe und auch das Einwecken war noch weitgehend unbekannt, so daß das Räuchern und das Salzen die einzigen Möglichkeiten waren, Fleisch zu konservieren. Schweinebauch und Knochen blieben so lange in der Lake, bis man sie zum Verzehr brauchte. Sie reichten bis in die Sommermonate Juni/Juli und waren dann, trotz langen Wässerns, meistens so scharf, daß man nicht allzu viel davon essen konnte. Wurst und Speck, manchmal auch ein Teil des Bauches, wurden geräuchert und lieferten bis in den September hinein Beilagen zu Brot und Kartoffeln. Bei besonders vorsorglichen Bürgern, und das waren viele, galt der Grundsatz, daß die letzte "Fetthaut" erst am Schlachttag der neuen Hausschlachtung angeschnitten werden durfte. Die "Fetthaut" war die von den Flomen abgezogene Haut, die an zwei Seiten zugenäht und dann mit Rohwurstbrät gefüllt wurde. Wenn sie im Oktober angeschnitten wurde, war sie eine Cervelatwurst von vorzüglicher Qualität. Neben der Rohwurst, "Rote Wurst" wurde und wird sie noch im dörflichen Sprachgebrauch genannt, wurde noch Leberwurst, man nannte sie "Schwarze Wurst" und Blutwurst gemacht.

Ein besonderes Fest war das Schlachtessen, im dörflichen Dialekt "Woarschtsobb" genannt. Natürlich wurden dazu auch Gäste eingeladen, und bei diesem Essen wurde im allgemeinen auch nicht gegeizt. Man aß sich also einmal im Jahr an Fleisch und Wurst satt. Zunächst gab es Wurstsuppe mit gerösteten Brotbröseln, danach gekochtes Schweinefleisch, Bauch oder Schulter, mit Kartoffeln und Sauerkraut. Nach einer Weile wurden Bratwurst und Brot gereicht, dann gab es frische Leber- und Blutwurst und Gehacktes, zum Schluß wurde Obst gereicht, eingemachte Birnen oder aufgekochte gedörrte Zwetschen. Wer sich bei einer solchen Folge von Gängen schon an der Suppe satt aß, nur Eingeweihten passierte so etwas nicht, konnte von den nachfolgenden guten Sachen nur noch wenig genießen.

Die jungen Burschen im Dorf, manchmal auch ältere, wollten natürlich an der "Woarschtsobb" auch teilhaben. Zu diesem Zweck verkleideten sich ein, zwei Personen, "bewaffneten" sich mit einer großen Schüssel und gingen zu dem Haus, in dem "Woarschtsobb" gefeiert wurde. In unserem Dialekt hieß das "Musmännchen" machen. Dieser Name kommt vom Sauerkraut, das man bei uns früher als "Sauermus" oder einfach als "Mus" bezeichnete. Die Schüssel wurde nun gefüllt, der Inhalt dann in einer Gastwirtschaft oder auch in einem anderen Privathaus verzehrt. Wenn die Erzählungen aus dieser Zeit stimmen, dann waren es gerade die ärmeren Leute, die die Schüssel nicht nur mit Kartoffeln und Sauerkraut, sondern auch mit reichlich Fleisch und Wurst füllten. Hingegen soll es reiche Bauern gegeben haben, die das "Musmännchen" sogar leer ausgehen ließen.

Nicht nur Fleisch und Wurst waren eigene Erzeugnisse im Haushalt unserer Vorfahren, auch das Brot wurde selbst gebacken. Schlachtete

man im Jahr ein- bis zweimal, so wurde Brot etwa alle 4-6 Wochen gebacken. Natürlich gab es nur Brot aus Roggenmehl, Weizen wurde ia so gut wie nicht angebaut. Das Mehl wurde in großen Truhen, die in den Bauernhäusern im Hausflur standen, aufbewahrt. Der Brotteig wurde nach alten Rezepten hergestellt und in großen Holztrögen geknetet. Dann wurden runde Brote von ca. 4 kg geformt und je 5 Stück auf etwa 2 Meter lange Bretter gelegt. Je nach Größe des Haushaltes wurden 4-6 Bretter mit Brot gebacken, also 20-30 Laibe. Die Bretter mit Brot wurden von den weiblichen Hausbewohnern auf dem Kopf zum Backhaus getragen und dort in Gestellen zum Gehen abgestellt. Backhäuser gab es um die Jahrhundertwende noch zwei in unserem Dorf. Eins beim Anwesen von Christian Preiß an der Ohmtalstraße, das andere zwischen Pratscher und Reinhard in der Baumgartenstra-Be. Im Backhaus wurde auch der sonntägliche "Grimmelkuche" -Streußelkuchen - gebacken. Für's Kuchenbacken wurde die Reihenfolge am Freitag vom Ortsdiener mit den Bürgern ausgelost, die am Sonnabend backen wollten. Wenn Brot gebacken wurde, so verabredeten meist mehrere Familien einen gemeinsamen Termin; denn für das Anhitzen des Backofens brauchte man sehr viel Holz. War er aber erst einmal heiß, dann mußte nur noch wenig nachgelegt werden. So war es dann auch üblich, daß mit dem Anheizen auch beim sonnabendlichen Kuchenbacken abgewechselt wurde. Für das Backhaus vurde auch besonderes Brennholz hergerichtet. Zum Anheizen nahm man Buchenreiser, das war Astholz mit Reisig, die in ca. 80 cm langen "Wellen" zusammengebunden waren. Hatte man mit diesem Reiserholz ausreichend Glut im Ofen, wurde Buchenscheitholz, das man zu einer Dicke von ca. 8 x 8 cm aufgerissen hatte, nachgelegt. Die Brotlaibe wurden, nachdem sie im Backhaus gereift waren, gut ausgebacken und nach dem Abkühlen wieder auf dem Kopf nach Hause getragen. Frisches Brot gab es natürlich im allgemeinen nicht zu essen, weil man davon wesentlich mehr verzehren konnte als von älterem, abgelagerten Brot, Gewöhnlich blieb vom Brotteig aber ein kleiner Rest übrig, den man als "Platz", das ist die Steigerung von Plätzchen, buk, und der frisch verzehrt wurde. Dies war eine Delikatesse.

Beim Brot galt dasselbe wie bei der Wurst: Die vorsorglichen Bürger hatten noch Brotvorrat, wenn das neue Quantum gebacken wurde. Es gab aber auch damals schon Leute, die konnten nicht haushalten. Wenn sie mit dem Mehl, das aus der Roggenernte stammte, im Jahr nicht auskamen, dann holten sie schon in den Monaten vor der neuen Ernte beim Müller Mehl, das dann mit der neuen Ernte beglichen werden mußte. Das Brot aus diesem Mehl nannte man "vorgegessenes Brot". Dieser Ausdruck hat sich besonders bei den älteren Bürgelner Bürgern bis zur Gegenwart erhalten. Man bezeichnet heute damit alle Situationen, wo im Vorgriff auf Zukünftiges gekauft oder verzehrt wird.

Die vom Acker und Garten geernteten Lebensmittel wurden noch ergänzt durch Früchte, die wild in der Natur wuchsen. Schon im Juli wurden Heidelbeeren, im Volksmund heißen sie "schwoarze Bärn",

im Wald gepflückt. Später Himbeeren und Brombeeren. Natürlich mußten hier auch die Kinder mithelfen. Es gab sogar Familien, die Heidelbeeren nur pflückten, um sie in Marburg auf dem Wochenmarkt zu verkaufen, um so mit dem Erlös den kargen Lohn des Familienvaters aufzubessern. Himbeeren und Brombeeren wurden zu Gelee oder Saft verarbeitet. Auch Fallobst wurde gesammelt und ebenfalls Gelee daraus gemacht oder im Bratofen gedörrt.

Das Geld, was verdient wurde, verwandten unsere Vorfahren um die Jahrhundertwende überwiegend dazu, um Grundbesitz zu erwerben oder erworbenen Grundbesitz zu bezahlen, Wohnraum zu verbessern oder gar Häuser zu bauen. Von 1900–1914 wurden in Bürgeln 15 neue Wohnhäuser gebaut. Um 1900, beim Abschluß der Verkopplung unserer Gemarkung, hat das Dorf 212 Grundstückseigentümer, so daß der größte Teil der Bürger unseres Dorfes Grundbesitz hatte.

Wenn auch zu Beginn des neuen Jahrhunderts relativ viele Häuser gebaut wurden, so wohnten unsere Vorfahren, gemessen an dem heutigen Komfort, doch recht primitiv und sehr beengt. Wohnzimmer, Kinderzimmer, Esszimmer waren Begriffe, die man bestenfalls von den "vornehmen Leuten", Akademikern, höheren Beamten und reichen Geschäftsleuten aus der Stadt Marburg kannte, wo die Frauen oder Mädchen zur "Aufwartung", zum Putzen oder Waschen gingen.

In den meisten Häusern unseres Dorfes hatten die Familien nur ein Schlafzimmer und eine Küche, vielleicht noch eine kleine Kammer, in der die Kinder schliefen. Natürlich hatte auch nicht jedes Kind sein eigenes Bett. Man schlief zumindest zu zweit, oft auch zu dritt, in einem Bett. Matratzen gab es natürlich auch nicht. Der Strohsack war die Bettunterlage und die Zudecke war eine dicke Federdecke, die mit den Daunenfedern von den eigenen Gänsen gefüllt war. Den Gänsen wurden die Daunenfedern im Herbst vor der Mauser und im Frühjahr gerupft. Die Bettlaken waren aus Leinen, das selbst gewoben war oder das die Mutter als Bauernmagd als Lohn erhalten hatte.

Die Funktion des heutigen Wohnzimmers und die des Badezimmers wurde damals noch von der Küche miterfüllt. Hier spielte sich das ganze Familienleben ab. In ihr wurde gekocht, gegessen und auch Toilette gemacht. Hier saß man nach Feierabend und auch bei Familienfeiern zusammen. Das Mobiliar dieses Raumes bestand aus einem eisernen Herd, einem Tisch, einer Bank und ein paar Hockern. Stühle gab es in vielen Fällen noch nicht. Das wenige Geschirr stand auf Regalen, die an den Wänden angebracht waren. Die Eßbestecke lagen im "Tischkasten", nur wenige Familien verfügten über einen Küchenschrank. In der einen Ecke der Küche stand die Waschschüssel, und dort hing auch ein kleiner Spiegel. Über dem Herd an der Decke waren Holzholme montiert, an denen die nassen Bekleidungsstücke zum Trocknen aufgehängt wurden. An der Wand hing eine Petroleumlampe.

Der Herd hatte auch vielfältige Funktionen. Auf ihm wurde das Essen gekocht, das Futter für das Vieh, Kartoffeln, auch die Kartoffelschalen, in einem großen Kartoffeldämpfer und die kleine Wäsche. In seinem

"Schiff", das war ein gußeiserner Wasserbehälter, war immer warmes Wasser vorrätig. Das eiserne Bügeleisen wurde ebenfalls auf der Herdplatte erhitzt. In der Bratröhre wurden im Winter Früchte, besonders Äpfel, Birnen und Zwetschen, gedörrt. Hatte mal jemand besonders kalte Füße, dann wurden sie in der Bratröhre erwärmt. Der Küchenherd war die Heizung für das ganze Haus und diente gelegentlich auch als Beleuchtung. Elektrischen Strom gab es ja noch nicht und obwohl Petroleum, gemessen an den heutigen Heizölpreisen, sehr billig war, wurde die Petroleumlampe doch nur angesteckt, wenn es unbedingt notwendig war. Besonders im Winter nach der Arbeit, in der Dämmerung, wurde das Herdtürchen ein wenig geöffnet, um so mit dem flackernden Herdfeuer, es wurde nur mit Holz geheizt, das Zimmer zu erhellen. Natürlich saß man nach Feierabend nicht so lange zusammen wie das heute der Fall ist. In den Wintermonaten ging man schon gegen 19.00 Uhr zu Bett, denn unsere Vorfahren brauchten für den langen Arbeitstag und die schwere Arbeit ihren Schlaf.

Am Tisch wurde gegessen. Dabei saßen die Kinder auf der langen Bank an der Wand, Vater vor Kopf auf der einen Seite, der Großvater auf der anderen Seite. Die Mutter und Großmutter und ggf. ältere Geschwister an der Längsseite des Tisches zum Herd hin. Auf dem Tisch wurden alle Schreibarbeiten, es waren nicht viele, erledigt. Die Kinder machten dort ihre Schulaufgaben, und die Mutter brauchte den Tisch zum Herrichten des Essens, zum Wellen des Teiges für den sonntäglichen "Grimmelkuchen", zum Bügeln und zu allen anderen Hausarbeiten, die eine Unterlage benötigten. Am Sonntag spielte der Vater mit seinen Freunden am Küchentisch Karten. Es wurde auch mal mit den Kindern Dame und Mühle mit selbstgefertigten Spielen und "Bohnen" in unterschiedlichen Farbtönen als Spielklötzchen gespielt.

Die Küche ersetzte auch das heutige Badezimmer. Hier wurde sich morgens in der emaillierten Waschschüssel, die auf einem Eisengestell stand, gewaschen und vor dem Spiegel an der Wand gekämmt. Zähneputzen und sonstige heutige Gepflogenheiten der Körperpflege kannte man damals nicht. Auch abends nach der Arbeit reichte die Waschschüssel zum Toilettenmachen aus. Badewanne und Dusche kannte zu der Zeit niemand. Am Sonnabend wurde sich in einem "Wännchen" gewaschen, natürlich auch in der Küche, im Sommer auch manchmal auf dem Hof. Mit Wasser wurde gespart, denn man mußte es im Eimer von den wenigen Brunnen, die es im Dorf gab, herbeiholen. Blaukarierte Handtücher wurden verwandt, denen man den Schmutz nicht so schnell ansah. Sie hingen neben der Waschschüssel an der Wand.

An Geschirr war meistens nicht mehr vorhanden, als ein paar Schüsseln und Kochtöpfe, für jeden ein Teller, ein Löffel und eine Gabel und vielleicht ein, zwei Messer. Eintopf wurde damals noch bei vielen Familien in einer Holzschüssel serviert und aus dieser direkt von allen Familienmitgliedern mit dem Löffel gegessen. Das wenige Geschirr wurde ebenfalls in einer Schüssel auf dem Tisch gespült. Das Spülwasser kam in den "Saueimer", in den auch alle anderen Abfälle aus

der Küche kamen, die die Sau fressen konnte. Das Spülwasser konnte damals noch verfüttert werden, denn es gab noch keine Spülmittel. Meist gab es in der Küche auch noch ein Bänkchen, auf dem zwei Wassereimer standen. Hatte mal jemand Durst, so nahm man die Schöpfkelle, die beim Herd hing, schöpfte damit Wasser aus dem Eimer und trank. Das, was nicht getrunken wurde, wurde wieder zurück in den Eimer gegossen.

In dem Schlafzimmer der Eltern stand ein "zweischläfriges" Bett, eine Truhe, in der die Wäsche aufbewahrt wurde, und hinter einem Vorhang hingen die wenigen Kleidungsstücke. Für den Menschen war das schon ziemlich alles, was an Raum. Mobiliar und Einrichtung zur Verfügung stand. Die Küche und der Viehstall für Schwein und Ziegen waren im Erdgeschoß, das elterliche Schlafzimmer und die Kammer im ersten Stock. Zu ihm gelangte man über eine Treppe im "Ern", die man heute als Hühnerleiter bezeichnen würde. Das Stockwerk hatte auf keinen Fall mehr als zwei Meter Höhe, die Häuser waren alle Fachwerkhäuser, und die Eingangstür bestand aus zwei Teilen, einem Ober- und einem Unterteil. Bei fast jedem Haus stand ein Holzschuppen, in dem das Holz, Werkzeuge, besonders Beil, Säge und Axt, und der Handwagen aufbewahrt wurden. Das Federvieh hatte seinen Platz im oberen Teil des Stalles oder auch in einem Teil des Holzschuppens. Heu und Stroh waren auf der "Lehwe", dem Dachboden, untergebracht. Dort war meist auch noch ein kleines Zimmerchen, das vielfach den Auszüglern, also den Alten, als Wohnung diente und hier war am Schornstein noch das Räucherkämmerchen angebaut. Es gab natürlich auch schon Häuser, an die ein kleiner Stall für das Vieh angebaut war. Wenn das Haus mehr als einen Keller hatte – in vielen alten Häusern war dies nicht der Fall - in dem Kartoffel, Gemüse und das Geschlachtete, außer der Dauerwurst, die in der Räucherkammer hing, aufbewahrt wurden, dann war der zweite Keller eine Art Waschküche. in der ein Kessel stand. In ihm wurde die Wäsche gekocht, im Herbst die "Schwarze Butter", das Zwetschen- oder Birnenmus, und auch das Fleisch für die Hausschlachtung und die Kochwurst. In den Häusern, in denen diese Waschküche fehlte, stand der Kessel auch noch in der Küche.

In den größeren Bauernhäusern sah es ein wenig anders aus. Hier gab es neben der Küche, die größer war als die der "geringen Leute", meist auch noch eine "gute Stube", in der man sich bei Festtagen und Familienfeiern, oder wenn die Dreschmaschine da war, aufhielt. Hier standen, je nach Reichtum, ein oder mehrere Schränke und Truhen, ein, zwei lange Tische mit Bänken dahinter an der Wand. Diese war oft bis zu einer Höhe von einem Meter mit Holz getäfelt. Ein großer gußeiserner, zweistöckiger Ofen mit reichlicher Verzierung stand an der anderen Seite der Längswand der guten Stube. In den Bauernhäusern gab es auch eine Auszüglerwohnung und auch Schlafräume für das Gesinde. Die Gesindekammern waren aber auch nicht selten über dem Stall eingerichtet. Die Wände in den Räumen der "kleinen Leute" waren mit Kalk angestrichen, Tapeten kannte natürlich niemand. Die Fußböden waren mit ungestrichenen Brettern gedielt, sie

wurden mit Sand bestreut und an jedem Wochenende gescheuert, so daß sie weiß aussahen. Die Höfe der Bauern waren z. T. mit Sandsteinen gepflastert. In der Mitte des Hofes war die "Miste", ihre Sohle lag etwas tiefer als das Hofniveau. Die Jauche aus der Miste lief in das nahegelegene "Sutterloch" (Jauchegrube), ebenso die Jauche aus den Ställen. Über oder an der Jauchegrube war auch das Holzhäuschen mit dem Herz an der Tür angebaut, "der Obtrett", wie er im dörflichen Dialekt genannt wurde.

Die "geringen Leute" hatten ihre Miste an der Hofgrenze zur Straße hin, damit zur Beladung der Mistwagen diese auf der Straße stehenbleiben konnten. Wo kein Sandsteinpflaster war, bestand der Boden aus festgestampfter Erde. In die Jauchegrube lief, so weit es nicht anderweitig gefangen wurde, auch das Regenwasser. Da sie nicht besonders groß war, passierte es nicht selten, daß die Jauchegrube überlief, besonders bei starkem Gewitterregen. Dann floß die Jauche in die "Drusel" am Straßenrand und von dort in die Gräben zur Bach, dem "Roten Wasser", oder zur Ohm. "Druseln" wurden die Rinnen genannt, die links und rechts der Straße mit Sandsteinen gepflastert waren. Die Straßen des Dorfes waren um die Jahrhundertwende, wie die Feldwege, noch völlig unbefestigt. Erst um 1900 wurden sie mit Schotter aufgefüllt und abgewalzt. Dabei wurden auch erst die Druseln gepflastert. Vorher liefen Abwässer u. Jauche auf die Straße, bildeten große Pfützen und suchten in den Fahrspuren, die die Ackerwagen hinterlassen hatten, einen Weg in die Entwässerungsgräben am Dorfrand. Abwässer gab es natürlich längst nicht in dem Maße wie heute. Ich habe schon ausgeführt, daß das Wasser mit Eimern herbeigetragen werden mußte. Natürlich hatte nicht jedes Haus einen Brunnen. Da war es verständlich, daß mit dem Wasser sparsam umgegangen wurde. In die Drusel oder auf die Straße wurde vielleicht das Waschwasser von der großen Wäsche geschüttelt. Im Sommer wurde auch dieses noch zum Gießen im Garten verwendet. Gewaschen wurde natürlich auch nicht iede Woche, so wie das heute mit der Waschmaschine üblich ist. Damals ließ man die Wäsche von ca. 4-6 Wochen zusammenkommen. Zum Waschen wurde Regenwasser gefangen, wenn es irgend ging, das war weicher, weniger kalkhaltig als das Brunnenwasser. Man brauchte also keinen "Weichspüler". Als Waschmittel wurde ausschließlich Kernseife, die z. T. noch selbst hergestellt wurde, verwendet. Die Wäsche wurde zunächst in Seifenlauge eingeweicht und dann in dem schon erwähnten Kessel gekocht. Danach wurde sie in einen "Zuber" oder eine "Birre" (Bütte), eine runde oder ovale Holzwanne, getan. Die "Birre" stand auf einem Bock und um sie herum standen nun die Waschfrauen, neben der Hausfrau Nachbarn, Verwandte, man half sich gegenseitig - und "reppelten" die Wäsche mit ihren Händen; nur bei besonders schmutziger und besonders strapazierfähiger Wäsche durfte auch die Bürste genommen werden. Wurden einzelne Wäschestücke nicht richtig sauber, mußten sie nochmals gekocht und anschließend wieder gereppelt werden. Nach dieser Prozedur wurde die Wäsche in klarem Wasser ausgewaschen und dann auf Seile, die im nahegelegenen Hausgarten gespannt waren, zum

Trocknen aufgehangen. In den Sommermonaten wurde die Wäsche nach dem Waschen zur "Tuchbleiche" gebracht. Dieses Flurstück war dort, wo jetzt unser Sportplatz ist. Dort wurde die Wäsche mit Ohmwasser ausgewaschen und zum Bleichen ausgelegt. Der Bleicheffekt entstand dadurch, daß die Wäsche ständig gegossen wurde, die Sonne verdampfte das Wasser, dadurch wurde Wasserstoff frei, dieser bleichte die Wäsche. Da neben der Tuchbleiche auch die Gänsewiese, die "Lehmelache", war, passierte es auch manchmal, daß die Gänse, die der Obhut der Kinder anvertraut waren, über die Wäsche liefen und dabei nicht nur ihre Fußspuren hinterließen. Da gab es natürlich für die Gänsehirten große Schelte und auch manchmal den Hintern voll. Bei dem Waschvorgang am Zuber erzählten sich die Frauen natürlich eine ganze Menge Tratsch. Daher stammt heute noch der abwertende Begriff "Waschweib", mit dem man einen Schwätzer abstempelt.

Natürlich wurde mit der Wäsche auch nicht der heutige Aufwand getrieben. Bettwäsche wurde bestenfalls alle 4-6 Wochen ausgewechselt. Frottierhandtücher, Badetücher, Schlafanzüge und ähnlichen Luxus kannten unsere Vorfahren nicht. Es gab leinerne Handtücher, sie waren z. T. blaukariert. Die Leibwäsche wurde auch bestenfalls alle 8 Tage gewechselt. Die Männer trugen nur lange Unterhosen und diese nur im Winter. Unterhemden trug man im allgemeinen auch nicht. Die Oberhemden waren aus Leinen und kariert. Die kleinen Kinder trugen, ob Junge oder Mädchen, solange sie noch nicht sauber waren, Röckchen und in der warmen Jahreszeit kein Höschen darunter; wenn dann einmal ein Malheur passierte, ging es auf den Boden. Das Röckchen war aber auch schnell in die Höhe gehoben, um sich des kleinen oder großen Geschäftes zu entledigen. Die Strümpfe waren aus Schafwolle selbst gestrickt. Schuhe hatte man im allgemeinen nur ein Paar, es wurde Sonntag wie Werktag getragen. Die Schuhe wurden vom Schuster im Dorf angefertigt. Sie waren aus Leder und besonders strapazierfähig. Die Sohlen waren mit "Pinn" (Nägel) beschlagen, damit sich das Sohlenleder nicht so schnell durchlief. Da die Leute meist viele Kinder hatten, 6-10, trugen die jüngeren Geschwister die zu klein gewordenen Schuhe der älteren auf. Im Sommer liefen die Kinder barfuß.

Die Frauen und Mädchen trugen die Marburger Tracht. Um die Jahrhundertwende gab es in unserem Dorf höchstens die Lehrers- und Gutsbesitzerfamilie, in denen die Frauen die Marburger Tracht nicht trugen. Heute ist diese Tracht in unserem Raum fast völlig verschwunden, nur noch ein paar ältere Frauen halten die Tradition hoch. In der Farbe der Tracht kamen die einzelnen Lebensabschnitte zum Ausdruck. Es bestanden auch feststehende Unterschiede zwischen Wochentags-, Sonntags- und Festtagstracht. Etwa mit zwei, drei Jahren legten die kleinen Mädchen ihre Röckchen ab und zogen die Tracht an. Es waren abgelegte Kleider von älteren Geschwistern oder gar noch von der Mutter. Den kleinen Mädchen wurden die Haare in der Mitte gescheitelt und links und rechts je zu einem Zöpfchen geflochten, die bei den Ohren herunterhingen. Mit 6 Jahren, wenn die Mädchen eingeschult wurden, wurden die Haare nach oben gekämmt und

die Zöpfe zum Schnatz auf dem Kopf zusammengelegt, den die Mädchen mußten zum Schulgang die Kopfhaube, im dörflichen Dialekt "Bärtzel" genannt, tragen. Mit der Konfirmation, die zeitlich mit der Schulentlassung zusammenfiel, erhielt das Mädchen in den allermeisten Fällen seine erste, eigens für sie angefertigte, Trachtenkleidung. Zur Konfirmation selbst wurde schwarz getragen. Auf der schwarzen Haube trug die Konfirmandin zum ersten Mal das weiße Abendmahlshäubchen. Der Abendmahlsanzug machte einen sehr feierlichen Eindruck. Er wurde, ausgenommen bei Hochzeit und Taufe, nur zum Abendmahl getragen. Die Regeln für das Tragen der Tracht waren neben dem Zweckmäßigen weitgehend von der Religion her bestimmt. Am Nachmittag der Konfirmation kleideten sich die Mädchen in den grünen, braunen oder grauen buntbesetzten Tuchrock. Auch er war meistens das erste, eigens für das Mädchen geschneiderte Stück und ein Geschenk der "Gote" (Patin). Für gewöhnlich gingen die Mädchen auch nach der Konfirmation wie in der Kinderzeit in bunten Farben und Besätzen. Aber es mußte nun schon an andere Gelegenheiten gedacht werden. Es kam der erste fale Anzug dazu, der von dem selbstverdienten Geld angeschafft und zur Fasten- und Adventszeit getragen wurde. Die Jungmädchenzeit ist die, in der der größte "Staat" gemacht wird. In dieser Zeit wird auch die Aussteuer an Kleidung angeschafft, die sämtliche Fälle vorsieht, die im Leben vorkommen und die besonderen Ausdruck in der Tracht finden. Am kostbarsten ist der Kirchenanzug, der neben dem Kirchgang nur zu besonderen Festtagen angezogen wird, zu den ersten Feiertagen der großen kirchlichen Jahresfeste, zur Verlobung, bei Einladungen zur Hochzeit und an Kirmesnachmittagen. An diesem Anzug konnte man auch den Grad der Wohlhabenheit des Mädchens erkennen. Der Hochzeitsanzug war der Abendmahlsanzug, dabei wurde über dem weißen Abendmahlshäubchen das Hochzeitskränzchen getragen. War die Braut zur Zeit der Hochzeit schon schwanger oder hatte sie gar schon ein Kind, dann durfte das Kränzchen nicht getragen werden. War das Mädchen verheiratet, wählte es allmählich dunklere Farben für den Anzug. Die Frauen gingen dann mit 40-45 Jahren ganz in schwarz über. Die Mädchen von reichen Bauern brachten als Aussteuer 10-12 Anzüge mit. Bei den ärmeren Leuten, und das war der überwiegende Teil, waren es meist kaum mehr als die Hälfte. Dies reichte aber dann auch für das ganze Leben aus. Der Ehemann mußte also während der Ehe kaum etwas für den "Staat", die Kleider seiner Frau ausgeben.

Ein Trachtenanzug bestand aus zwei bis drei Röcken, also 1–2 Unterröcken, wobei der unterste immer die Farbe rot hatte. Davon ist wohl auch der Ausspruch abgeleitet "sich einen roten Rock verdienen", einer Jacke, auch "Motzen" genannt, dem Leibchen, dem Halstuch und der Schürze. Da die Unterröcke, außer dem roten, genau wie die Überröcke gearbeitet waren, konnte man abgetragene Überröcke noch als Unterrock weitertragen. Die Schürze hatte auch viele Funktionen zu erfüllen. Bei den guten Anzügen war sie Zierde, bei den Alltags- und Arbeitsanzügen war sie Schutz für den Rock. Man benutzte sie zum Händeabtrocknen, dem Kind wurde damit die Nase und

das Gesicht geputzt. In der Schürze wurden auch die Waren getragen, die man eingekauft hatte oder auch Butter, Eier, Kuchen und andere Erzeugnisse des Hauses fortgebracht. Auch hier wieder eine Verbindung zu einem alten Sprichwort: "Eine Frau kann in der Schürze mehr aus dem Haus tragen, als der Mann mit dem Leiterwagen einfährt!"

Über unsere Tracht gäbe es noch eine Menge mehr zu berichten, z. B. über die Stoffarten, die Farben, die Besätze, Strümpfe und Handschuhe. Dies würde aber hier zu weit führen und ist sicher ein Thema für sich. Siegrid Ebert hat ein Buch über die Marburger Frauentracht geschrieben, das bei Elwert verlegt ist und in dem die vielen Einzelheiten über unsere Tracht nachzulesen sind.

Der Tages- und Wochenablauf unserer Großeltern/Urgroßeltern war natürlich auch ganz anders als heute. Es gab keine 5-Tage- oder 40-Stunden-Woche, sondern es wurde jeden Tag 10—12 Stunden gearbeitet, auch am Sonnabend.

Da erst ab 1906 regelmäßig Personenzüge in Bürgeln hielten und es weder Auto noch Fahrrad gab, liefen die Männer und Frauen, die in Marburg arbeiteten, jeden Morgen zu Fuß über den Wald nach Marburg zu ihrem Arbeitsplatz und abends auch denselben Weg zurück. Das bedeutete, daß die Leute schon um 5.00 Uhr früh aufstehen mußten, wenn sie um 7.00 Uhr am Arbeitsplatz sein wollten. In den Sommermonaten war oft schon um 6.00 Uhr Arbeitsbeginn, so daß schon um 4.00 Uhr aufgestanden werden mußte. Natürlich brauchte man keine zwei Stunden, um zu Fuß nach Marburg zu gelangen, dazu war kaum mehr als eine Stunde notwendig. Man brauchte auch keine Stunde, um "Toilette zu machen" und zu frühstücken, dazu reichten zehn Minuten aus. Die restliche verbleibende Zeit am Morgen, zwischen Aufstehen und Arbeitsbeginn, wurde dazu verwendet, das Vieh zu füttern oder in den Sommermonaten mit der Sense Gras zu mähen. das dann später von der Hausfrau mit dem Handwagen geholt wurde. Deren Arbeitstag begann mindestens schon ½ Stunde früher als der der anderen Familienmitglieder, denn bis diese aufstanden, hatte die Hausfrau schon Feuer an, den Kaffee gekocht, natürlich Malzkaffee. und die Frühstücksbrote fertig. Meistens hatte die Hausfrau bis zum Kaffee schon die Ziegen oder die Kuh gemolken, so daß auch frische Milch getrunken werden konnte.

Viele Ehemänner und junge Burschen arbeiteten um 1900 in Marburg in einem handwerklichen Beruf. In unserem Dorf gab es besonders viele Maurer. Aber es gab auch noch eine beträchtliche Anzahl von männlichen Arbeitskräften, die im "Hof" (Gutshof) oder bei anderen Bauern in Bürgeln, aber auch in Betziesdorf, als "Knecht" in der Landwirtschaft arbeiteten. Die jungen Mädchen lernten damals noch kaum einen Beruf. Die meisten verdingten sich nach der Schulentlassung bei einem Bauern als Jungmagd. Damit war sie die Mutter auch am elterlichen Tisch als Esser los.

Nachdem die berufstätigen Familienmitglieder und die schulpflichtigen Kinder morgens das Haus verlassen hatten, die Schule begann im allgemeinen um 7.00 Uhr, hatte die Hausfrau schon  $2^{1/2} - 3$  schwere

Arbeitsstunden hinter sich, aber noch längst keine Zeit zum Verschnaufen. Viele Frauen, besonders die der ärmeren Familien, gingen als Tagelöhnerinnen im Hof arbeiten oder auch bei anderen Bauern, besonders bei denen, die der Familie das wenige Ackerwerk besorgten. Andere wiederum gingen zur Aufwartung nach Marburg. War eigene Landwirtschaft vorhanden, so blieb die daraus anfallende Arbeit fast überwiegend der Frau des Hauses vorbehalten. Das Vieh, Kuh oder Ziegen und Schweine, mußte versorgt werden. Futter, Gras, Heu, Stroh, Wasser herbeigeschafft, der Stall gemistet und neu eingestreut werden. Mist und Jauche fuhren im allgemeinen die Bauern des Dorfes mit ihren Gespannen für die "kleinen Leute". Ebenso bestellten sie den Acker für die Aussaat. Die Hausfrau belud den Wagen mit Mist, half auf dem Feld abladen und warf ihn später auseinander (Mistzerren). Das Jauchefaß füllte sie mit Eimern, die sie von der Jauchegrube zum Wagen, der auf der Straße stand, herbeitrug. In vielen Fällen fuhr sie die Jauche auch in einem kleinen Fäßchen, das auf dem Handwagen lag, selbst auf die Wiese. Die Dienstleistungen des Bauern mußten entweder bezahlt oder abgearbeitet werden. Letzteres war die Regel und blieb dann auch meistens bei der Hausfrau hängen. Sie half den Bauern bei der Ernte, beim Heumachen, Mähen, Wenden, Kegeln und Aufladen, beim Getreideabmachen, Binden, Aufnehmen und Aufstellen der Garben, beim Kartoffelausmachen, beim Dickwurzvereinzeln, Hacken und Ausmachen, bei der Dreschmaschine und bei der großen Wäsche. All die Arbeiten auf dem Feld wurden damals noch ohne Maschine verrichtet. Die selben Arbeiten erledigte die Hausfrau auch noch für ihre eigene kleine Landwirtschaft. Bei vielen Arbeiten mußten natürlich auch die Kinder mit anfassen, und glücklich war die Hausfrau, die noch Opa und Oma im Haus hatte, von denen sie unterstützt wurde. Der Opa sägte, hackte Holz und schichtete es auf, er half beim Füttern des Viehs und wenn eine Fahrkuh vorhanden war, beim Ackern, beim Mist- und Jauchefahren. Er hielt die landwirtschaftlichen Gerätschaften (Rechen, Sensen etc.), den Wagen, Handwagen und die übrigen Handwerkzeuge in Ordnung. Die Oma besorgte den Haushalt, sie kochte, machte sauber, flickte und strickte und versorgte die Kinder, soweit sie noch nicht selbständig waren. Die Alten waren damals noch fest in die Familie integriert, sie hatten ihre Aufgabe, und auch ihr Rat galt noch etwas in der Familie.

Der Hausherr kam von seiner Arbeitsstelle vor 18.00 Uhr abends, im Winter war es dann bereits dunkel, nicht zurück. Um diese Zeit wurde dann auch warm gegessen. Mittags aßen die zu Haus gebliebenen Brot. Nicht nur der Arbeitstag der Frau war lang und schwer. Auch die Männer, egal, ob sie in der Landwirtschaft oder als Handwerker in Marburg tätig waren, arbeiteten mindestens 10 Stunden am Tag, und auch ihre Arbeit war körperlich schwer, da es ja so gut wie noch keine Maschinen gab.

Nach dem Fußmarsch zum Arbeitsplatz nach Marburg mußten z. B. die "Handlanger", das waren die Hilfsarbeiter am Bau, den ganzen Tag Steine und Speiß (Mörtel) schleppen. Der Mörtel wurde in einem "Vo-

gel", das war eine Art Metallwanne auf einer Schulter, Steine auf einem Brett, das auf beiden Schultern ruhte, getragen, oft über mehrere Stockwerke auf Leitern nach oben. Der "Speiß" wurde auch noch in einer großen Speißpfanne von Hand angerührt. Um die Jahrhundertwende gab es schon Backsteine, es wurden aber auch noch sehr viele Häuser aus Ersparnisgründen nur mit Bruchsteinen gemauert. Wer so von morgens 7.00 Uhr bis abends 5.00 Uhr gearbeitet hatte, dem wird der Heimweg wohl schwer gefallen sein.

Bei den Bauernknechten war es nicht anders. Für sie begann die Arbeit bereits um 5.00 Uhr früh. Die Pferde mußten geputzt und gefüttert werden, und in den Sommermonaten wurde vor dem Kaffeetrinken schon rausgefahren, um eine Fuhre Klee zu holen. Natürlich mußte der Klee mit der Sense gemäht und mit der Gabel auf- und abgeladen werden. Die Mägde mußten um diese Zeit in den Stall, und das übrige Vieh. Kühe und Schweine füttern. Das Heu wurde in großen Körben "Mäzkorb" herbeigetragen, Runkelrüben geputzt und von Hand geschnitzelt oder durch die Dickwurzmaschine polternd gedreht und dann als Schnitzel verfüttert. Wasser für das Vieh mußte vom Brunnen auf den Hof herbeigetragen werden. Die Pferde tranken im allgemeinen aus einer steinernen Tränke, die in der Nähe des Brunnens stand. Die Kühe mußten gemolken werden, natürlich von Hand, und soweit die Milch in der Stadt verkauft wurde, mußte sie spätestens um 6.00 Uhr im Milchgeschäft sein. Um die Jahrhundertwende wurde die Milch vom "Hof" noch morgens mit dem Kutschwagen nach Marburg gefahren, später brachten die Mägde die 20-Liter-Milchkannen auf einem großen Handwagen zur Haltestelle und verluden sie in den Packwagen des 6.00-Uhr-Zuges. In Marburg holten sie dann die Milchgeschäfte am Bahnhof ab.

Nachdem gemolken und das Vieh versorgt war, gab es Kaffee, und dann ging es auf's Feld. Im Frühjahr wurden die Felder für die Aussaat hergerichtet. Es wurde gepflügt, geeggt und dann gesät. Natürlich nicht mit dem Traktor, sondern mit dem Pferd oder gar dem Kuhgespann, Gesät wurde mit der Hand. Diese Arbeit besorgte meist der Bauer selbst oder der erste Knecht. Das richtige Säen war eine Kunst, die zu beherrschen einer langen Lehre bedurfte. Es durfte nicht zu dick gesät werden, um nicht zu viel Saatgut zu verbrauchen, aber es durfte auch nicht zu dünn gesät werden, sonst war der Ertrag für die Fläche zu gering. Zum Säen wurde eine Wanne umgehangen, in der das Saatgut lag. Der Sämann ging mit gleichmäßigem Schritt über den Acker, sein Schritt und der Wurf des Saatgutes mußten in einem ganz bestimmten Rhythmus zueinander stehen, wenn eine gleichmäßige Aussaat erreicht werden sollte. Die einzelnen Getreidearten wurden auch unterschiedlich dicht gesät. Dies wurde dadurch erreicht, daß das Saatgut breiter gestreut und weiter geworfen wurde, das Verhältnis zwischen Schritt und Wurf also bei den verschiedenen Getreidearten unterschiedlich war. Bei leichtem Saatgut, wie Hafer und Gerste, mußte beim Säen auch noch der Wind berücksichtigt werden. Es sprach für die Qualität eines Bauern, wenn sein Acker gleichmäßig ausgesät war.

Nach der Aussaat wurden Kartoffel gesetzt und Dickwurz gelegt, natürlich mit der Hand. Dann ging es schon langsam mit der Heuernte los. Das Gras wurde mit der Sense gemäht. Knechte, Tagelöhner und manchmal auch Mägde gingen hintereinander, jeweils um die Schnittbreite versetzt, die der Vordermann mähte und führten mit kräftigem Hieb die Sense unmittelbar über der Grasnarbe. So entstanden die "Gemore". Gemäht wurde morgens sehr früh, wenn das Gras noch vom Tau feucht war, dann mähte es sich besser, und es war auch nicht so warm, denn das Mähen war eine schwere Arbeit, und manchem Jungknecht fiel es schwer, mit den Älteren und Erfahrenen Schritt zu halten. Nach dem Mähen wurden die "Gemore" mit der Gabel auseinandergestreut. Dann wurde das Gras mit dem Rechen am Tag mehrmals gewendet. Dies war meist die Aufgabe der Mägde und Tagelöhnerfrauen, aber auch die großen Kinder mußten hier schon mithelfen. Abends oder wenn Regen in Aussicht war, wurde das angehende Heu zu Kegeln aufgeschichtet, um es vor Nässe zu schützen. Morgens wurden die Kegel wieder auseinandergemacht, und erneut wurde am Tag mehrmals gewendet. Bei gutem Wetter war das Gras in 2-3 Tagen ausreichend trocken, so daß es eingefahren werden konnte. Zu diesem Zweck wurden die Ackerwagen umgerüstet, die Seitenbretter wurden durch Leitern ersetzt und auch die "Langwitt", das war ein Rundholz, das den Vorderwagen mit dem Hinterwagen verband, wurde verlängert, um so eine größere Ladefläche zu erhalten. Und natürlich erhielt der Wagen auch ein längeres Bodenbrett. Um den Leitern, die höher waren als die normalen Seitenbretter, Halt zu geben, wurden auch längere und doppelte Rungen, im dörflichen Sprachgebrauch wurden sie "Linsestetzel" genannt, eingebaut. Bis der Knecht oder der Bauer selbst mit dem Wagen auf die Wiese kam. hatten die Mägde und Tagelöhner das Heu zu Reihen zusammengerecht, nun wurde es mit der Gabel aufgeladen, dabei war der Bauer oder der erste Knecht meist auf dem Wagen und stapelte das Heu, während ein anderer Knecht oder auch eine kräftige Magd die vollen Gabeln auf den Wagen brachte. Das Aufstapeln des Heues auf den Wagen war ebenfalls eine besondere Kunst. Es mußte so aufeinandergesetzt werden, daß beim Fahren nichts herunterfiel, und außerdem sollte der Wagen auch schön gleichmäßig geladen sein. Hier hatte der Bauer bzw. der erste Knecht wie beim Säen seinen besonderen Ehrgeiz. War der Wagen voll, wurde oben auf das Heu, längs des Wagens. der "Wiesenbaum", das war ein 8-10 cm starkes Rundholz, gelegt. Der Wiesenbaum wurde dann mit Seilen vorne und hinten an den Leitern festgebunden, dadurch erhielt das Heu einen festen Halt, was bei dem Fahren auf den schlechten Straßen und Feldwegen sicherlich notwendig war. In der Scheune wurde dann der Wagen abgeladen. Kinder mußten das Heu "Dängeln" - festtreten, damit es nicht zu viel Platz in Anspruch nahm. Zur Zeit der Heuernte war in unserem Wiesenarund im Ohmtal ein lebhaftes Treiben.

Zwischen der Heu- und Getreideernte wurden die Kartoffeln gehackt und gehäufelt, die Dickwurz vereinzelt und gehackt. Meist eine Arbeit für die Tagelöhnerfrauen, aber auch die Kinder mußten schon mithelfen bei dieser Arbeit. Auch das Getreide wurde um die Jahrhundertwende noch mit der Hand gemäht. Von Frauen wurde es aufgenommen und zu Garben mit Strohseilen, die im Winter angefertigt worden waren, zusammengebunden; die Garben wurden zu Haufen, "Hechel", aufgestellt. Wenn das Stroh einigermaßen trocken war, wurde das Getreide eingefahren — auch hier benutzte man den Leiterwagen — und im Winter mit Flegeln in der Tenne gedroschen. Erstmals im Jahre 1904 wurde in Bürgeln mit einer Dreschmaschine gedroschen. Diesen "Luxus" konnten sich aber nur die reicheren Bauern erlauben, die kleinen Leute druschen ihr Weniges noch über viele Jahre mit dem Flegel. Neben dem Getreide wurde um 1900 auch noch viel Flachs angebaut. Die Bauern stellten ihr Leinen in vielen Fällen noch selbst her. Der Reichtum einer Braut wurde auch an der Anzahl der Leinenballen gemessen, die diese mit in die Ehe brachte.

Nach der Getreideernte wurde "Grummet" gemacht, der zweite Schnitt des Grases. Damals war die Grummeternte noch relativ gering, denn die Wiesen wurden, außer mit Jauche, kaum gedüngt.

Die Kartoffeln und Dickwurz wurden meist erst im Oktober geerntet. Kartoffeln wurden besonders viel angebaut. Sie dienten ja als Hauptnahrungsmittel dem Menschen und außerdem als Viehfutter besonders für die Schweinemast. Bei den großen Bauern wurden die Kartoffeln ausgepflügt und anschließend aufgelesen. Bei den kleineren Leuten wurden sie mit dem Spaten oder der Gabel ausgegraben und aufgelesen. Die Dickwurz wurden von Hand ausgerupft, mit kleinen Hackebeilchen "Dickwurzbeil" die Blätter abgehackt, auf den Wagen verladen und im Keller oder auch in Mieten untergebracht. Kartoffel- und Dickwurzausmachen war für Mensch und Vieh, Pferde oder Kühe als Zugtiere, eine besonders schwere Arbeit.

Nach der Herbstaussaat wurde es etwas ruhiger auf den Bauernhöfen, aber auch um diese Zeit gab es noch immer genug Arbeit. Es wurde wochenlang gedroschen und später zum Frühjahr hin über die noch hartgefrorenen Feldwege der Mist auf die Felder gefahren. Auch das Mistaufladen und -auseinanderwerfen war Schwerstarbeit. Die Knechte und Mägde, die bei klirrendem Frost den ganzen Tag auf der Miste gestanden und die Wagen beladen haben, haben bestimmt nicht gefroren, zumal der Mist auch noch die Füße wärmte.

Dazwischen, je nach Witterung, wurden Strohseile gefertigt für die nächste Ernte, Besen gebunden, Körbe geflochten, Rechenzinken geschnitzt, Rechen ausgebessert oder neu angefertigt und anderes Handwerkszeug repariert und für den neuen Einsatz bereitgemacht. Ende Januar, Anfang Februar wurde in der "guten Stube" der Webstuhl aufgestellt und vom gebrochenen und gesponnenen Flachs Leinen gewoben.

Im Winter wurde auch das Brennholz gefahren. Zum Heizen, Kochen, Backen wurde fast ausschließlich Holz verwendet. So war ein stattlicher Holzvorrat notwendig, wenn er das ganze Jahr reichen sollte. Aufgrund von älteren Verträgen erhielt die Gemeinde aus den Staatsforsten gegen geringes Entgelt Holz, das an die Hauseigentümer ver-

teilt wurde. Es wurde Losholz genannt, weil die Verteilung per Los erfolgte. Daneben mußte aber noch zusätzlich Holz beschafft werden. Reichere Leute, besonders die Bauern, kauften noch Holz dazu. Die ärmeren Leute sammelten das ganze Jahr Leseholz. Dazu brauchte man eine Genehmigung, die vom Förster gegen einen geringen Betrag erteilt wurde. An den Leseholztagen, lange Jahre waren es der Montag und der Donnerstag, zog man morgens früh mit dem Handwagen in den Wald und sammelte Äste und Baumspitzen, die die Holzhauer als Abfall liegen gelassen hatten. Je nachdem, wo das Holz gesammelt wurde, meistens dort, wo gerade die Holzhauer beim Einschlagen waren, wurde zwei- oder gar dreimal am Tag gefahren. Die Handwagen waren hochvoll beladen und entsprechend schwer zu ziehen, besonders auf den aufgeweichten Waldwegen, die damals natürlich auch nicht befestigt waren. Leseholzholen war also auch eine schwere Arbeit, zumal sie meistens von den Frauen ausgeführt wurde. Aber auch der Opa half mit, der Mann im Winter, wenn er arbeitslos war und natürlich auch die größeren Kinder nach der Schule bei der zweiten und dritten Fuhre. Das gesammelte Holz wurde vom Opa oder auch von den Kindern mit der Handsäge gesägt, gehackt und im Holzschuppen oder auch im Freien aufgesetzt.

Unsere Vorfahren, die Groß- bzw. Urgroßeltern, hatten außer sonntags jeden Tag einen schweren und langen Arbeitstag. Doch trotz des Mangels an Arbeitsmaschinen besonders in der Landwirtschaft waren sie nicht so gehetzt, so im Streß, wie die Menschen heute im Arbeitsprozess. So kam es so gut wie gar nicht vor, daß die Bauern sonntags ins Feld fuhren, wie dies heute ja schon fast die Regel ist, und trotzdem war Ende Oktober die Ernte eingebracht, das Feld neu bestellt.

Abends nach dem Feierabendläuten, im Sommer um 20.00 Uhr, im Winter um 18.00 Uhr war niemand mehr im Feld, und auch auf den Höfen war um diese Zeit die Arbeit meistens getan. Dann saß man bei schönem Wetter vorm Haus auf der Bank, der Nachbar kam herbei, und es wurde ein Schwatz gehalten. Gegen 21.00 Uhr im Sommer, im Winter schon gegen 19.00 Uhr ging man schlafen.

Auch die Kinder hatten in der Familie ihren Anteil an Arbeit zu leisten, wie dies ja im einzelnen schon aufgeführt wurde. Trotzdem fanden auch sie noch Zeit zum Spielen. Es muß jedoch festgestellt werden, daß die Kinder um die Jahrhundertwende in der Schule nicht so unter einem absoluten Erfolgszwang standen, wie dies heute der Fall ist. Demzufolge mußten sie sich auch nicht so mit den Hausaufgaben abplagen wie die Kinder heute.

Die Schule begann außer für das erste und zweite Schuljahr um 7.00 Uhr morgens. Die Schuljahrgänge 5—8 gingen in die neue Schule, die 1898 gebaut worden war, zum Lehrer Staufenberg. Die Kinder des 3. und 4. Schuljahres gingen zum zweiten Lehrer in die Alte Schule. Ihr Unterricht endete bereits um 10.00 Uhr, dann wurden die ABC-Schützen, das 1. und 2. Schuljahr, vom zweiten Lehrer bis 12.00 Uhr unterrichtet. Auch der Unterricht der Schuljahrgänge war um 12.00 Uhr zu Ende. Unterrichtet wurde: "Biblische Geschichte", das war der Religionsunterricht, und zwar an jedem Tag mindestens eine Stunde,

außerdem Rechnen, im wesentlichen die 4 Grundrechnungsarten und ein wenig "Raumlehre", wozu man heute Geometrie sagt, Lesen, Recht- und Schönschreiben, Geschichte, Erdkunde, Naturkunde und Singen, einmal nachmittags in der Woche Turnen für die Jungen und Handarbeit für die Mädchen. Das einzige Schulbuch war das Realienbuch, in dem alles Wissenswerte über Geschichte, Erdkunde, Naturkunde, Rechnen, Raumlehre und Deutsch, einschließlich Gedichte, geschrieben stand.

Geschrieben wurde mit Griffeln auf einer Schiefertafel. Nur für die Schönschrift wurde mit Tinte und Feder in ein Heft geschrieben. Die damalige Schriftform war die Sütterlinschrift mit den deutschen Buchstaben. Auf der Schiefertafel waren auf der einen Seite Linien für die Sütterlinschrift, die andere Seite war kariert, um Rechenaufgaben aufzuschreiben.

Die schönste Zeit im Jahr für die Kinder war im Sommer, wenn sie die Gänse in der Lehmlache hüteten – die Lehmlache war dort, wo heute der Hartplatz des Fußballvereins ist - oder im Herbst auf den Wiesen im Ohmtal Ziegen oder Kühe. Diese Tätigkeiten waren nicht anstrengend und ließen den Kindern auch noch genügend Zeit zum Spielen, Gespielt wurde um die Jahrhundertwende natürlich nicht mit so teurem und aufwendigem Spielzeug wie das heute der Fall ist. Es war schon etwas ganz Besonderes, wenn ein Kind einmal einen echten Gummiball hatte. Meistens war der Ball aus alten Lumpen gefertigt. Ein echter Gummiball wurde dann auch wie ein Augapfel gehütet und mit besonderer Sorgfalt darauf geachtet, daß er nicht beschädigt wurde. Wenn Fußball damit gespielt wurde, dann mußten die Schuhe ausgezogen werden, es wurde auf der Wiese gespielt, die spitzen Steine auf der Straße waren zu gefährlich und besonders mußte darauf geachtet werden, daß er nicht in eine Dornenhecke, die es damals noch reichlich gab, geschossen wurde. Die Mädchen spielten mit dem Ball an der Hauswand "die Probe"; dabei mußte der Ball mit der Hand, dem Ellenbogen, der Brust und dem Kopf eine bestimmte Anzahl mal an die Wand gestoßen werden, ohne daß er zur Erde fiel. Im Frühjahr wurde "Schießkörner" (Murmeln) gespielt. Beim Hentrich oder der Nanche, das waren die beiden Kolonialwarengeschäfte in Bürgeln. konnten sie gekauft werden. Sie waren aus Lehm gebrannt und farbig angestrichen und nach heutigem Maßstab sehr billig, trotzdem gab es Kinder im Dorf, die sich keine kaufen konnten, sie brannten sich ihre Schießkörner selbst. Ein anderes Spielzeug war der "Dilldobsch" (Kreisel). Er wurde mit einer "Gissel" (Peitsche) angetrieben. Natürlich drehte er sich nur auf glattem Boden, so daß sich dazu eigentlich nur die Tenne in der Scheune eignete, denn die Straßen und Höfe waren ja nicht asphaltiert wie heute. Die "Gissel" war natürlich selbst gemacht. Der Stock war von einer Weide, die Schnur war ein Schnürsenkel, der damals noch aus Leder war. Am unteren Ende war eine "Platzeschnur", die ebenfalls selbst gefertigt aus "Presskordel" gedreht war. Presskordel fand man bei den Bauern am Scheunentor. Wieder ein anderes Spiel war das "Reifschlagen". Glücklich war derjenige, der einen alten Eisenreifen vom "Zickwaache" (Handwagen)

www.Buergeln.de

hatte, der war stabil und konnte auch entsprechend mit dem Stock, mit dem man den Reifen über die holprige Dorfstraße bewegte. malträtiert werden. Die Faßreifen dagegen waren wesentlich schlechter. In den Sommermonaten gab es auf den Wiesen und Feldern viel Arbeit für die Kinder. Die Zeit, die man übrig machen konnte, benutzte man zum Baden. Die Kinder, die auf der "Millbach" (Mühlbach) wohnten, badeten in der Bach (Rotes Wasser) beim Schimme, dort war das Wasser aber nicht so tief, daß man schwimmen mußte, so daß die Kinder dieses Dorfteiles meistens auch nicht schwimmen konnten. Anders bei denen, die in der Lehmlache in der Ohm badeten. Die konnten meistens schwimmen. Gelernt wurde es unterhalb der Brükke, dort war das Wasser nicht sehr tief. Wenn man sich dann über Wasser halten konnte, wurde an der Tuchbleiche, dort wo jetzt der Sportplatz ist, unter Aufsicht von Schwimmern die Ohm durchquert. Wer hier die Ohm durchschwommen hatte, war als Schwimmer anerkannt. Später, als die Heide bebaut wurde, wurde auch an der "Brochbrücke" gebadet. Hier tummelten sich die Kinder von der Heide.

Im Winter wurde Schlitten gefahren, natürlich nicht auf gekauften Rodelschlitten, sondern mit einem Kastenschlitten, der selbst gefertigt war. Gefahren wurde auf dem "Reedche" (Rödchen) oder auf der "Männerstoad" an der alten Kirche, beim Friedhof runter und auf den zugefrorenen Lachen im Ohmtal oder der zugefrorene Bach. Nur ganz wenige Kinder hatten Schlittschuhe. Neben dem Schlittenfahren wurde auf dem Eis auch noch "geklahnert". Schlitten fuhren aber nicht nur die Kinder, sondern auch die jungen Burschen und Mädchen am Abend. Ärgerlich waren die Kinder, wenn ihre Schlitten- oder Klahnerbahnen im Dorf von den Anliegern mit Asche, Sägemehl oder "Hääl" (Spreu) bestreut wurden.

Ein anderes beliebtes Spiel war "Das Suchen". Dabei versteckte sich eine Gruppe von Kindern und eine andere mußte die Versteckten suchen. Besonders gute Verstecke boten die Bauernhöfe mit Scheunen und Wagenremise und die vielen Gäßchen und Ecken im Dorf. Im Sommer, zur Heu-, Grummet- und Getreideernte, wenn die Leiterwagen aufgerüstet waren, spielte man auch "Wahmännche" (Wagenmännchen). Die Kinderschar befand sich auf dem Leiterwagen, nur ein Kind war unten und mußte versuchen, ein anderes auf dem Wagen anzuschlagen. Dabei waren "Schuh und Strümpfe Katzenfleisch", d. h. die Berührung von Schuh oder Strümpfen galt nicht als angeschlagen. Wer angeschlagen war, mußte mit dem Kind außerhalb des Wagens tauschen, und das Spiel begann von neuem. Im Frühiahr und Herbst gab es regelmäßig Hochwasser. Dabei wurde auch die Straße vor und hinter der Haltestelle überflutet. Nun holten die Kinder ihre Stelzen herbei und wateten damit durch das Wasser. Die alte Ohmbrücke, die ietzt als Ruine in der Landschaft steht, war eine Insel, auf die sich Mäuse und Maulwürfe geflüchtet hatten, und auf die die Kinder nun Jagd machten. Beim Stelzengehen durch das Wasser passierte es auch schon mal, daß man runterfiel, dann ging man zur Haltestelle,

zog Schuhe und Strümpfe aus und trocknete sie am Ofen, der bei kalter Witterung immer brannte.

So wie die Kinder, trotz der vielen Arbeit, die sie zu verrichten hatten, noch Zeit zum Spielen fanden, so wurde von den Erwachsenen auch gefeiert. Natürlich nicht in dem Ausmaß wie heute. An einem gewöhnlichen Wochentag konnte im allgemeinen niemand ins Wirtshaus gehen. Erstens war gar keine Zeit dazu da, denn der Arbeitstag war lang und schwer und die Nacht kurz, und dann fehlte es natürlich auch am Geld. Höchstens die alten Männer, die Opas, gingen 1 bis 2 "Kännchen" Schnaps oder gar "½ Schoppen" zu trinken. Ein Kännchen war ein doppeltes Schnapsgläschen, der Inhalt nach heutigem Maß 5 cl., der halbe Schoppen ¼ Liter. Am Sonnabend und am Sonntag nach dem Mittagessen, es wurde sonntags schon früh, gegen 11.00 Uhr, gegessen, da gingen die Burschen und Männer auch ins Wirtshaus. Sonnabends zur Singstunde, Sonntagnachmittags wurde Karten gespielt, "Schafskopp" (Skat und Doppelkopf waren noch weitgehend unbekannt).

In den Wintermonaten, nach Weihnachten und Neujahr, wenn auf den Bauernhöfen nicht so sehr viel Arbeit war, wurde auch wochentags abends zur Spinnstube eingeladen. Sie wurde meistens nur bei den Bauern in der "Guten Stube" gefeiert. Die Bauerntöchter luden dann Freundinnen aus dem Dorf, aber auch verwandte Mädchen aus Nachbardörfern ein. "Kreppel" und Kuchen wurden gebacken, und die Hausfrau steuerte Brot, Butter und Wurst bei. Natürlich gab es auch alkoholische Getränke, selbstangesetzten Fruchtwein, Schnaps und auch Bier. Die Bauerntöchter saßen zunächst am Spinnrad (daher auch der Name Spinnstube) oder strickten. Die Bauernburschen saßen am Tisch und spielten Karten. Nach dem Essen gingen die Eltern schlafen, dann wurden Spinnrad und Strickwerk beiseite gelegt, es wurden Pfänderspiele gemacht und auch nach den Klängen der Ziehharmonika getanzt. Mancher Bauernbursche hat bei einer solchen Spinnstube seine spätere Frau kennengelernt. Knechte und Mägde waren selten bei solchen Festen eingeladen, es sei denn zum Auf- und Abtragen von Speisen oder als Ziehharmonikaspieler. Natürlich wurde diese Sitte auch von den geringen Leuten nachgemacht, aber da fehlte dann doch der Pomp, der bei der Spinnstube in den reichen Bauernhäusern getrieben wurde. Da ja jeder Bauer, sofern er heiratsfähige Töchter hatte, Spinnstube veranstaltete, gab es um diese Jahreszeit fast jede Woche eine zu feiern. Auch beim Schlachtfest wurde, wie bereits berichtet, gefeiert. Offentliche Tanzveranstaltungen wurden im Jahr bestenfalls zweimal durchgeführt. Zur Kirmes und vielleicht am 2. Weihnachtsfeiertag. Die Kirmes fand immer im Oktober, nachdem die Ernte eingebracht war, statt. Gefeiert wurde am Sonntag und Montag. Am Sonnabendabend wurden von den ledigen Burschen die ledigen Mädchen "versteigert". Der Erlös wurde dann am Sonntag vertrunken. Im Gasthaussaal standen rundherum an den Wänden Bänke, darauf saßen die Mädchen, die Burschen standen an der Theke. Setzte die Musik ein, dann eilten die Burschen zu den Bänken und

forderten die Mädchen zum Tanzen auf. Getanzt wurden Walzer, Rheinländer und "Schottisch" (Polka).

Der Kirmessonntag gehörte überwiegend den jungen Leuten. Am Montag feierten dann auch die Älteren. Sie saßen in der Gaststube und gingen zum Tanzen in den Saal. Am Montagvormittag zog die Kapelle durch das Dorf und spielte vor jedem Haus ein Ständchen, dafür gab es dann ein entsprechendes Trinkgeld.

Für die ledigen Burschen war auch der 3. Pfingstfeiertag ein Festtag. An diesem Tag sammelten sie im Dorf Eier, Speck und Wurst. Dies wurde dann in der Gastwirtschaft zu einem deftigen Eierpfannkuchen verarbeitet, der mit der nötigen Menge an Bier und Schnaps verzehrt wurde. An diesem Tag wurden auch die heranwachsenden Jugendlichen "geburschelt", d. h. sie wurden in die Burschenschaft als vollwertiges Mitglied aufgenommen. Nach der Konfirmation mußten die Jungen und Mädchen noch zwei Jahre lang jeden Sonntag nach der Kirche zur Christenlehre gehen. Dies war so eine Art lebenskundlicher Unterricht, der vom Pfarrer abgehalten wurde. Erst wenn die Jungen die Christenlehre hinter sich hatten, also mit 16 Jahren, wurden sie in die Burschenschaft aufgenommen. Bevor sie nicht offiziell dieser Vereinigung angehörten, durfte der junge Bursche auch nicht allein ins Wirtshaus gehen und nach 22.00 Uhr sich auch in Begleitung dort nicht mehr aufhalten. Das was heute das Jugendschutzgesetz bestimmt, war damals unbeschriebenes Gesetz, das im Gegensatz zum Jugendschutzgesetz eingehalten wurde, weil die älteren Burschen peinlich darauf achteten, daß gegen diesen Kodex nicht verstoßen wurde. Natürlich wagte auch kein junger Bursche, solange er noch nicht "geburschelt" war, öffentlich zu rauchen. Mädchen rauchten natürlich damals überhaupt nicht.

Das Ritual beim "Burscheln" war für den jungen Burschen nicht gerade angenehm. Er mußte ein Gemisch von Bier, Schnaps und Asche trinken und wenn er dieses runter hatte, wurde ihm mit einer Kapsel, die als Schutz vor der Achse der Ackerwagen angebracht war und die voller Wagenschmiere war, ein Stempel auf die rechte Backe gedrückt. Das verabreichte Getränk verursachte natürlich große Beschwerden, und mancher junge Bursche hat danach erst recht den Alkohol gemieden.

Für die Bauernknechte und Mägde war auch die Zeit zwischen den Jahren, also von Weihnachten bis Neujahr, weitgehend arbeitsfrei. In dieser Zeit konnte man den Arbeitsplatz aufkündigen, "ausgehen" sagte man dazu, und sich bei einem anderen Bauern "verdingen". Zwischen den Jahren wurde auch abgerechnet. Das ganze Jahr über erhielten die Knechte und Mägde nur Abschlag auf ihren Lohn, der ja damals noch im wesentlichen aus Naturalien bestand. Auch die Handwerksmeister: Schmied, Schreiner, Stellmacher, Sattler, Schuster und Schneider zogen zwischen den Jahren bei den Bauern ihre Forderungen ein für Dienstleistungen, die sie das ganze Jahr über erbracht hatten. Die Handwerksmeister zahlten ihre Materialien, die sie das Jahr über im Großhandel gekauft hatten, meistens auch nur

zwischen den Jahren. Auch diese Art der Abrechnung ist ein Beweis dafür, daß Bargeld das ganze Jahr nicht viel gebraucht wurde. Fastnacht wurde früher bei uns überhaupt nicht gefeiert. Am Fastnachtsdienstag, dem "Foasenoachdsdoag" gingen die Kinder der ärmeren Leute mit einem Spieß bewaffnet von Haus zu Haus und sammelten Speck und Wurst.

Familienfeste waren die Taufe, Konfirmation, Verlobung und Hochzeit. Bei den reichen Bauern wurden diese Familienfeste schon gebührend, manchmal sogar über Gebühr gefeiert. Bei den meisten Leuten im Dorf mußte aber auch hier gespart werden. Geburtstage wurden so gut wie gar nicht gefeiert. Bei den vielen Kindern, die die Familien hatten, passierte es nicht selten, daß der Geburtstag eines Kindes sogar vergessen wurde. Geschenkt wurde natürlich nichts, bestenfalls gab es zum Kaffee Kuchen oder abends ein größeres Stück Wurst oder eine größere Fleischration, die vielfach dann den anderen Familienmitgliedern abgezogen werden mußte.

Schon etwas besonderes im Dorf war eine Bauernhochzeit. Da ging es hoch her, und nicht selten waren dabei über 100 Gäste geladen. Nach der Hochzeit wurde das Heiratsgut der jungen Frau, wenn sie von auswärts war, mit dem "Brautwagen" überführt. Die einzelnen Möbel- und Aussteuerstücke wurden auf einem besonders herausgeputzten und mit Blumen geschmückten Leiterwagen verladen. Die Pferde davor, manchmal wurde sogar vierspännig gefahren, trugen blankgeputztes Geschirr und waren ebenfalls mit Blumen geschmückt. Der Brautwagen war so beladen, daß man möglichst viel von dem Heiratsgut sehen konnte. Obenauf stand meistens ein Sofa, auf dem die junge Frau saß.

Nach der Hochzeit war auch bald der erste Sprößling unterwegs, denn die "Pille" gab es noch nicht, und andere Verhütungsmittel kannten unsere Vorfahren auch nicht. Im übrigen war es damals aber durchaus üblich, viele Kinder zu haben. Die schwangere Frau ging natürlich nicht zum Arzt oder gar zum Frauenarzt, um sich regelmäßig untersuchen zu lassen, wie das heute üblich ist. Kinderkriegen war für unsere Groß- bzw. Urgroßeltern noch eine ganz natürliche Sache, für die man keinen Arzt zur Beratung und Betreuung benötigte. Die schwangere Frau tat auch, oft bis zur letzten Minute vor der Geburt, ihre Arbeit in Haus und Feld, wer wollte sie denn auch sonst machen? Geboren wurde das Kind natürlich im Haus unter Betreuung der Hebamme. Komplikationen gab es in den allermeisten Fällen bei der Geburt nicht. Gab es welche, dann waren meist Mutter und Kind in akuter Lebensgefahr. Der Landarzt konnte kaum mehr als die Hebamme und bis die Schwangere mit dem Pferdewagen, es gab noch keinen Krankenkraftwagen, in die Klinik gebracht war, war es oft schon zu spät. So ist es nicht verwunderlich, daß um die Jahrhundertwende doch noch wesentlich mehr Frauen und Kinder bei der Geburt starben, als dies heute der Fall ist. Gefährlicher aber als die Geburt selbst war für die Mutter das Kindbettfieber. Um ihm zu begegnen, mußte "die

www.Buergeln.de

Wöchnerin" neun Tage liegen. Sie durfte auf gar keinen Fall aufstehen, die Hebamme achtete streng darauf, daß diese Regel eingehalten wurde. War keine Ersatzperson im Haus, dann war es für die Nachbarn eine Selbstverständlichkeit, den Haushalt der Wöchnerin mit zu versorgen. Nachbarschaftshilfe war damals weitaus selbstverständlicher als heute, denn jeder konnte in eine Notlage geraten, und jeder war daher auch bereit, zu helfen, wenn Hilfe notwendig war. Die Ursache für das Kindbettfieber war ein Bazillus, der im wesentlichen durch mangelnde Hygiene auftrat und Entzündungen an der Geburtswunde verursachte. Das Fieber war nicht selten tödlich. Die Mutter stillte das Kind, solange sie Milch hatte, oft länger als ein halbes Jahr. Nach 14 Tagen bis drei Wochen wurde in der Kirche getauft. Vor der Taufe durfte das Neugeborene das Haus nicht verlassen, da dieses Unglück für das Kind bedeutet hätte.

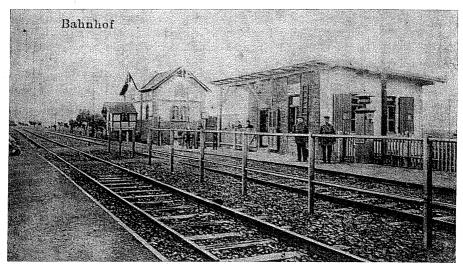
Im 14. Lebensjahr, am Sonntag nach Ostern, dem Weißen Sonntag, wurde das Kind konfirmiert. Mit der Konfirmation zusammen fiel auch die Schulentlassung. Die Kinder gingen vom 6. Lebensjahr an acht Jahre in die Volksschule, das Schuljahr begann nach und endete mit den Osterferien, so daß mit der Konfirmation für das Kind ein neuer Lebensabschnitt begann, es endete die Kindheit. Die Jungen begannen eine Handwerkslehre, die Mädchen gingen zum Bauern als Magd, so war es im allgemeinen üblich. Die Konfirmation wurde im Elternhaus gefeiert. Die näheren Verwandten, Onkel und Tanten wurden eingeladen, man machte dem Konfirmierten kleine Geschenke. Nur die Paten, "Petter und Gote", waren zu einem größeren Geschenk verpflichtet. Meist kauften sie den Konfirmandenanzug und das Gesangbuch. Oft erhielten Jungen vom Paten, vom Vater oder Großvater eine Taschenuhr mit Gravur, die, wie ein Augapfel gehütet, meist ein Lebenlang hielt, oft sogar noch weiter vererbt wurde. Um die Osterzeit waren die Ziegenlämmer 4-5 Wochen alt, so daß es bei den kleinen Leuten bei der Konfirmation zum Mittagessen Ziegenlammbraten gab. Zum Nachmittagskaffee, der ausnahmsweise zur Hälfte aus Bohnenkaffee bestand, gab es "ordinären Kuchen", Streußel- und Lochkuchen: Rührkuchen und Torte kannte man damals im Dorf so gut wie noch nicht. Zum Abendbrot aß man vom Selbstgeschlachteten. Wurst und Speck, dazu Brot, Butter, Eier und selbstgemachten Koch- und Handkäse. Im Gasthaus wurde eine große Kanne Bier geholt und zum Abendbrot eingegossen. Spätestens um 20.00 Uhr war die Feier zu Ende, man ging zu Bett, denn am Montag wartete ein ganz normaler Arbeitstag nunmehr auch auf den Konfirmanden.

So, wie das Kind im Haus geboren wurde, so starb man auch daheim. Es war selbstverständlich, daß das todkranke Familienmitglied bis zum Ende im Haus von den Angehörigen gepflegt wurde. Man schob es nicht ab in die Klinik oder gar in ein Pflegeheim. Der Tote wurde auch nicht in der Leichenhalle aufgebahrt, es gab damals noch keine im Dorf, sondern blieb bis zur Beerdigung im Haus. Man legte ihn zunächst auf Stroh, am Tag der Beerdigung in den Sarg, der im Flur aufgestellt war. Die Trauergäste versammelten sich vor dem Trauerhaus, hier hielt der Pastor seine Leichenpredigt, und dann ging es

unter dem Geläut der Glocken zum Friedhof. Der Sarg wurde getragen, einen Leichenwagen gab es nicht. Da der Weg zum Friedhof oft lang war, mußten die Sargträger auch mal ausruhen. Für diesen Fall war ein Junge als "Stühlchenträger" eingeteilt. Er war mit zwei Schemeln ausgerüstet und wartete am verabredeten Ort, wo geruht werden sollte. Der Sarg wurde auf die beiden Stühlchen gestellt, denn die Straße war ja unbefestigt und meistens schmutzig. Das Grab wurde von Nachbarn oder Bekannten ausgehoben, die auch zugleich Sargträger waren und die auch nach der Beerdigung das Grab wieder zuschaufelten. Nach der Beerdigung gab es im Haus des Verstorbenen einen Leichenschmaus; Kaffee und Kuchen für die Verwandten, Nachbarn und gute Bekannte. Sie wurden dazu "angesprochen". Für die armen Leute war es nicht immer leicht, den Leichenschmaus zu bestreiten, und so war es üblich, daß Nachbarn und Bekannte ins Trauerhaus Eier, Zucker, Mehl, Milch und Butter schickten, also all das, was zur Herstellung des "Laechekuche", dem Leichenkuchen, notwendig war. Auch dies wieder eine Art Nachbarschaftshilfe, die sich bis heute erhalten hat. War jemand im Dorf gestorben, dann wurde. solange der Tote nicht beerdigt war, zum Feierabendläuten am Anfang die kleine Glocke benutzt. Auch wenn das Grab gemacht wurde, wurde dieses mit dem Geläut der kleinen Glocke angezeigt. Unsere alte Kirche hatte zwei Glocken, die Große und die Kleine, so wurden sie von den Bürgern im Dorf genannt. Aber nicht nur zur Beerdigung, zum Kirchgang wurden die Glocken geläutet, sie regulierten auch den Tagesablauf unserer Vorfahren. Um 5.00 Uhr früh, im Winter um 6.00 Uhr, wurde der Tag angeläutet. Damit begann die Arbeit auf den Bauernhöfen. Um 11.00 Uhr läutete es Mittag. Für die, die draußen auf dem Feld arbeiteten, das Zeichen, Mittag zu machen, denn wer trug damals schon eine Uhr bei sich, sie wurde im allgemeinen nur am Sonntag mitgenommen. Um 20.00 Uhr, im Winter um 18.00 Uhr, läutete es Feierabend. Ab dann ruhte im allgemeinen die Arbeit auf den Höfen. Für die Kinder war es Zeit, die Straße zu verlassen und sich nach Hause zu begeben, denn wehe, der Lehrer, der jeden Abend nach dem Feierabendläuten seine Runde durchs Dorf machte, erwischte noch ein Schulkind auf der Straße! Es hatte am anderen Tage in der Schule den Rohrstock zu erwarten. Geläutet wurde auch zur Hochzeit. War die Braut bereits schwanger, dann trug sie auf dem Kopf, wie bereits erwähnt, kein Kränzchen, so daß optisch dokumentiert wurde, hier geht jemand zum Traualtar, der gegen den Moralkodex der damaligen Zeit verstoßen hatte. Dies reichte aber den Sittenwächtern, dem Pfarrer und dem Kirchenvorstand noch nicht aus. Die Verfehlung mußte auch akustisch bekanntgemacht werden. Dies geschah dadurch, daß bei einer schwangeren Braut während des Ganges zum Traualtar mit der kleinen Glocke geläutet wurde.

Unsere Vorfahren hatten um die Jahrhundertwende auch noch ganz andere Moral- und Ehrbegriffe als wir heute. So war es damals ganz ausgeschlossen, daß ein Mädchen und ein Bursche zusammenlebten, ohne verheiratet zu sein. Ein uneheliches Kind zu haben, war eine große Schande, Mutter und Kind wurden meistens verachtet und geschnitten. Liebende gingen in der Öffentlichkeit "sittsam" nebeneinander, ohne sich zu berühren. Nur wenn man verlobt war, durfte man "per Arm" gehen. Sich auf der Straße oder in der Öffentlichkeit zu küssen oder zu drücken, war ganz und gar unmöglich. Ebenso unmöglich war es für ein Mädchen, allein ins Gasthaus zu gehen. Zu diesem Komplex "Moral um die Jahrhundertwende" ließe sich noch eine Menge mehr sagen, aber das würde hier wohl zu weit führen und ist sicher ein Thema für sich.

Das, was hier über das Leben unserer Vorfahren in unserem Dorf um die Jahrhundertwende ausgesagt ist, hat in vielen Fällen auch noch Gültigkeit für die 20er und 30er Jahre des 20. Jahrhunderts. Die Lebensweise der Menschen in unserem Dorf hat sich erst nach dem 2. Weltkrieg ganz entscheidend geändert. Mit dem Wirtschaftswunder, das mit den 50er Jahren begann, hat sich in den letzten 30 Jahren ein Wohlstand entwickelt, wie ihn Bürger unseres Dorfes noch nie erlebt haben und wovon unsere Vorfahren um die Jahrhundertwende nicht einmal geträumt haben. Wenn auch zukünftige Generationen in unserem Dorf, in unserem Land in Frieden, Freiheit und Wohlstand leben sollen, dann ist es unsere Pflicht, den Bogen der Ansprüche, die wir heute an das Leben stellen, nicht zu überspannen.



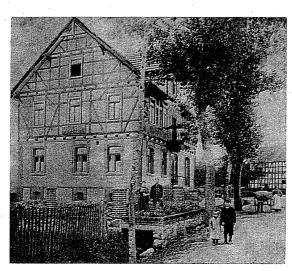
Die Haltestelle in Bürgeln um 1910

Noch bis Anfang der 60er Jahre unseres Jahrhunderts fuhren die in Marburg arbeitenden Bürger von Bürgeln, Betziesdorf und Ginseldorf mit dem Zug von Bürgeln nach Marburg und zurück, so daß besonders morgens zu den Frühzügen und abends die Haltestelle sehr stark frequentiert war. Schon eine Weile vor Abfahrt des Zuges ging man zur Haltestelle, um von der zu Hause getanen Arbeit, dem Fußmarsch von Ginseldorf oder von Betziesdorf, sich eine Weile auszuruhen oder bei kalter und nasser Witterung sich zu wärmen oder zu trocknen. Die jungen Burschen kamen aber auch oft erst kurz vor Abgang des Zuges, so daß sie diesen nur noch durch einen entsprechenden Spurt erreichten.

Auf dem Bild sehen wir im rechten Teil des Gebäudes den Dienstraum. In ihm standen die Hebel, mit denen mechanisch über Drahtseile die Signale gestellt wurden. Die Hebel waren außerdem an einen "Block" angeschlossen, der das Ziehen des Signals (auf freie Fahrtstellung) nur zuließ, wenn die Signalstelle in Anzefahr bzw. Cölbe die Strecke freigegeben hatte (Abläuten). Neben der Signalbedienung verkaufte der diensttuende Beamte Fahrkarten, er nahm Stückgut an, brachte es mit einer Karre zum Packwagen, nahm ankommendes Stückgut entgegen und gab es aus. Er kontrollierte die Fahrkarten bei den abfahrenden und ankommenden Reisenden und bediente die Schranke für den Bahnübergang neben der Haltestelle.

Im linken Teil des Haltestellengebäudes befand sich der große Warteraum. In ihm stand ein großer Ofen, der in der kalten Jahreszeit immer brannte. An den Wänden standen Bänke und neben dem Ofen ein großer Tisch. Vor dem Warteraum war noch ein überdachter Freiraum. Auf dem Bahnsteig in Richtung Marburg gab es außerdem einen von drei Seiten geschlossenen Warteraum. Die Fahrgäste also waren im Gegensatz zu heute kaum den Unbilden des Wetters ausgesetzt.

Rechts neben dem Haltestellengebäude ist auf dem Bild das Läutewerk zu sehen, mit dem akustisch angezeigt wurde, wenn ein Zug in Kirchhain bzw. Cölbe abgefahren war. Die beiden Männer vor dem Gebäude sind links der diensttuende Beamte und rechts ein Streckenläufer, der, wie der Name sagt, die Bahnstrecke ablief, um evtl. Mängel an den Gleisen oder am Bahnkörper festzustellen. Das Haus links im Bild ist ein Wohnhaus, das lange Jahre der aus Betziesdorf stammende Chr. Knoch bewohnte, der in Bürgeln an der Haltestelle Dienst tat. Ganz links im Bild ist das Signal für die Züge nach Kirchhain zu sehen. Es steht auf Halt. Wenn es auf "freie Fahrt" stand, zeigte der Arm schräg nach oben. Die Signale wurden nachts mit Petroleumlampen erleuchtet, so daß bei "Freie Fahrt" eine grüne, sonst eine rote Scheibe zu sehen war. Der diensttuende Beamte mußte vor Einbruch der Dunkelheit die Petroleumlampe mit einer Leier am Signal nach oben drehen und morgens auch wieder herunterholen.

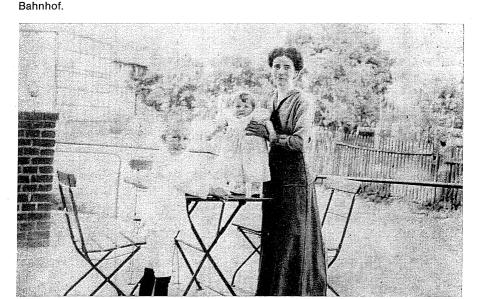


#### Die Gastwirtschaft am Bahnhof 1910

Die Besitzer des heutigen Seibelshauses, Marburger Landstraße 40, sind die Eheleute Meß. Vorne links auf dem Bild sieht man den überbrückten Entwässerungsgraben.

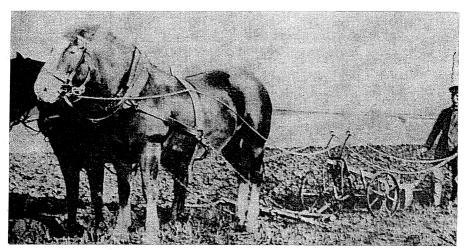
Charakteristisch auch das Kinderpaar. Der noch relativ kleine Junge, ca. 4–6 Jahre alt, muß auf sein jüngeres Schwesterchen (oder Brüderchen) aufpassen. Er führt es an der Hand. Die Mutter und älteren Geschwister haben sicher andere Pflichten zu erfüllen, so daß dem kleinen Jungen schon die Verantwortung für sein jüngeres

Schwesterchen übertragen wurde. Das Kleinkind kann auch ein Junge sein, in diesem Alter trugen die Kinder beiderlei Geschlechtes ein Kleidchen. Im Hintergrund Jacob Hentrich mit Schwester Mathilde. Sie bringen Stückgut zum

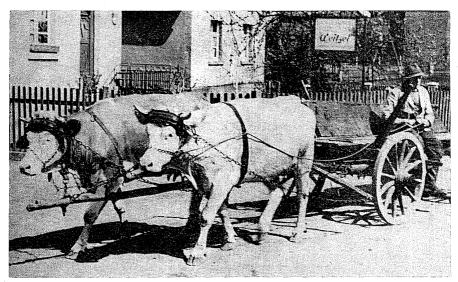


Besuch aus der Stadt vor der Gastwirtschaft Seibel 1916

Im Hintergrund links des Bildes ist das alte "Kaspershaus" (Winkshaus) zu sehen. Vor dem Haus rechts der Brunnen mit dem Birnbaum dahinter. Die "Gasse", die heutige Marburger Landstraße, ist noch unbefestigt und nicht aufgefüllt.



Im Herbst wurde mit dem Pferde- oder Kuhgespann und dem Einscharpflug der Acker umgegraben, schwere Arbeit für Mensch und Vieh. Der Gespannführer mußte im Herbst mehrere Wochen hinter seinem Pflug hermarschieren.



#### Ein Kuhgespann

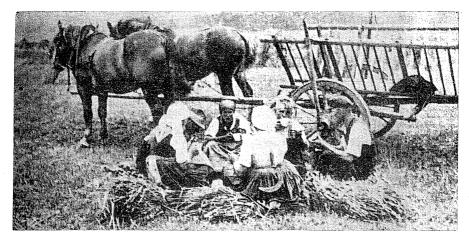
Ein solches Fuhrwerk war noch bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts auf unseren Dorfstraßen und im Feld nichts außergewöhnliches. Danach steckten die meisten Bauern, die ihre Landwirtschaft als Nebenerwerb betrieben, auf. Sie verpachteten ihr Land an die größeren Bauern. Die Wenigen, die weitermachten, ersetzten das Kuhgespann durch den Traktor und den gummibereiften Wagen.

Der Mann auf dem Bild fährt Mist mit seinen beiden Kühen. Ist der Wagen beladen, geht er neben dem Gespann her. Auf dem Rückweg legt er ein Seiten brett um und setzt sich auf dessen Außenseite, um seine Hose nicht zu beschmutzen.



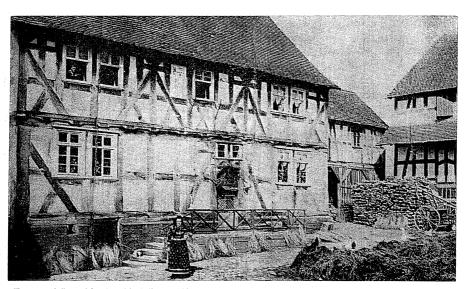
#### Roggenernte

Das Getreide wurde mit der Sense gemäht. Mägde und Knechte nehmen es auf, binden es mit Strohseilen, die im Winter gefertigt wurden, zu "Gebunde" (Garben) zusammen und stellen die Gebunde zu "Hecheln" auf.



Nachdem das Getreide abgetrocknet war, wurde es ungedroschen mit dem Pferdegespann und Leiterwagen eingefahren.

Die Mahlzeiten wurden auf dem Feld eingenommen, wie es heute noch bei der Kartoffelernte üblich ist.



"Ennersch" — Veiths Hof (jetzt W. Metz, Baumgartenstraße) um 1910 In der Mitte des Hofes sieht man die Miste, auf der sich auch das Federvieh, Hühner und Gänse, tummelt.

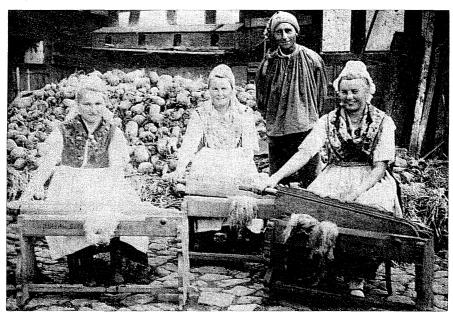
Links hinten ein riesiger Holzschuppen, in dem der Holzvorrat lagert. Vor dem Holzschuppen ein Stapel aufgerissener Buchenscheite, wie sie im Backhaus zum Feuern verwendet wurden. Vor der Treppe an der Hauswand und auch vor dem Holzstoß sind Flachsgarben zum Trocknen aufgestellt.

Die Haustüren waren früher nicht längs, sondern quergeteilt, es gab also ein Oberund ein Unterteil, dies ist hier auf dem Bild deutlich zu erkennen.



Kartoffelernte um 1920

Der "Bluck" Pflug, mit dem die Kartoffeln "ausgeoarn" (aus = gepfügt, ern = pfügen) werden wird von zwei schweren Ackerpferden gezogen, wie sie früher jeder Bauer hatte. Das Gespann gehört Wiegand Veit, der hier mit seinem Knecht, seinen Mägden und Kindern, die bei der Kartoffelernte helfen müssen, abgebildet ist.



Flachsbrechen auf "Ennersch Hof" (Veits Hof Ennersch ist der Dorfname). Die jungen Mädchen (rechts die Tochter des Bauern, die anderen sind Mädchen aus der Nachbarschaft) in der typischen Marburger Tracht. Dahinter der Knecht (Jakob Kornmann) im Hessenkittel und mit Zipfelmütze. Die Aufnahme stammt etwa aus dem Jahre 1930. Sie ist sicher gestellt, dennoch charakteristisch.



Die Schüler unseres Dorfes im Jahre 1905!

Fast alle Mädchen tragen die Marburger Tracht mit der "Bärzel" auf dem Kopf. Bei den Jungen in der vorderen Reihe sieht man deutlich die mit "Pinn" (Nägel) beschlagenen Schuhe. Der Beschlag mit Nägeln schonte die Ledersohle und ließ so die Schuhe länger halten. Fehlten mal ein oder mehrere Nägel, so wurden sie vom Vater oder Opa nachgeschlagen.



Das Bild zeigt den Brautwagen von Frau Anna Metz, Ehefrau von Konrad Metz (Müllers) in Bürgeln. Frau Metz stammt aus Kleinseelheim. Der Wagen hier bei der Ausfahrt aus ihrem elterlichen Hof, die Braut mit Hochzeitskränzchen oben auf dem Wagen. Neben anderem Heiratsgut bringt sie auch Flachs mit in die Ehe, der zu Leinen gewebt wird. Der vordere Reiter ist Stephan Theis aus der ehemaligen Gastwirtschaft Theis, später Wunderlich.